

MEINE JUGENDJAHRE

Mein Leben als 17- bis 24-jähriger

Meine Erlebnisse als Soldat und in der Kriegsgefangenschaft

„Die Hoffnung nie aufgeben“



Am 16. März 1925 wurde ich, Fritz Kurtz, in Weimar geboren.

Nach dem Wohnungswechsel nach Jena besuchte ich dort die Volksschule, anschließend begann für mich 1939 die Lehrzeit als Lebensmittelgroßhandelskaufmann. Diese Lehrzeit endete nach dem erfolgreichen Abschluss im Frühjahr 1942. Danach arbeitete ich in meiner Lehrfirma noch bis Anfang Januar 1943.

Ein kleines Beispiel der „Lehrlingsgehälter“:

Im 1. Lehrjahr gab es 10 Reichsmark, im 2. Lehrjahr 20 RM und im 3. Lehrjahr 30 RM. Monatlich!

Am 10. Januar 1943 wurde ich zum Arbeitsdienst einberufen. Zuerst ging es in ein Lager nach Neusiedeln in Westpreußen (heute polnisches Gebiet). Dort hatte ich das Glück und kam zu einem Arbeitskommando in den Arbeitsgau nach Posen (Poznan). Mit anderen Kameraden war ich dort mit Schreib- und anderen Büroarbeiten beschäftigt. Dieses Kommando dauerte bis Ende März, es war eine sehr schöne Zeit. Für einige Jahre allerdings auch die letzten schönen Tage.

Nach der Entlassung aus dem Arbeitsdienst Anfang April 1943 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen.

Am Samstag (!), dem 17. April 1943, musste ich mich in der Wilhelms-Kaserne in Weimar melden und es begann gleich mit dem Anpiff und der Frage, was wir heute hier wollten. Wir, das waren außer mir noch vier weitere einberufene Rekruten.

Wir erfuhren auch gleich, dass wir für das Wochenende keine Verpflegung erhalten. Sollte in der Küche etwas übrigbleiben, so würden wir das bekommen. Und so bekamen wir am Sonntag als 1. Mahlzeit beim Militär ein paar kalte Pellkartoffeln und Sauerkraut und etwas Sauce. Ein Festmahl, (wenn es ein paar Jahre später gewesen wäre).

Erst am folgenden Montag kam der eigentlich große Trupp von Rekruten aus Hessen. Und damit wurden auch wir mit versorgt und es begann jetzt das wirkliche Soldatenleben. Wir wurden eingekleidet und kamen in die Lützendorfer Kaserne (am Südhang des Ettersberges).

Unsere Einheit war eine Panzernachrichtenabteilung. In der 4 Monate dauernden Grundausbildung wurde ich u.a. als Funker ausgebildet. Die Funkerausbildung war interessant, doch der militärische Schliff war grausam, den Ettersberg habe ich als gebürtiger Weimarer damals verdammt und gehasst.

Während dieser Zeit bin ich öfters sonntags mit dem Fahrrad „illegal“ nach Jena zu meinen Eltern gefahren. Mir ist damals gar nicht bewusst gewesen, was dabei alles hätte passieren können. Es war ein „unerlaubtes Entfernen von der Truppe“, ein Vergehen, das damals schwer bestraft wurde.

Bis zum Jahresende ist unsere Einheit noch in Weimar geblieben, am Neujahrstag 1944 wurden wir verladen und es ging erst zur Sammelstelle nach Wetzlar und wenige Tage später an die Ostfront.

In Vitebsk, im Mittelabschnitt der damaligen Ostfront gelegen, kam ich zu meiner neuen Einheit, der Panzernachrichten-Abteilung der 12. Panzerdivision.

Es war eine vollmotorisierte Einheit, die Funkstellen waren die Nachrichtenverbindungen zwischen dem Divisionsstab und den Regiments- und den Bataillonsstäben. Die Funkstellen waren rund um die Uhr mehrschichtig besetzt und immer einsatzbereit. Die Nachtschichten waren schwierig, denn nachts war die Funkstelle meistens nur mit einem Funker besetzt.

In dem Fahrzeug, in dem unsere Funkstelle eingebaut war, ging es eng zu. Die beiden vorderen Plätze waren für

den Fahrer und den Funktruppführer, dahinter waren meist 2 Sende- und 2 Empfangsgeräte installiert, dahinter eine Sitzbank für zwei Funker. Außerdem war in dem Fahrzeug unsere gesamte Ausrüstung untergebracht. Nachts war es deshalb schwierig, weil die Fahrzeuge vollständig verdunkelt sein mussten, die einzige Beleuchtung bestand aus sogenannten Hindenburglichtern. (Hindenburglichter waren den heutigen Teelichtern sehr ähnlich, sie waren aber mindestens doppelt so groß). Da immer mehrere Lichter gleichzeitig brannten, wurde natürlich viel Sauerstoff schon durch die Lichter verbraucht. Die Folge des Sauerstoffmangels waren Kopfschmerzen oder wir schliefen oftmals ein.

Da wir zwei Empfangsgeräte hatten, waren die Kopfhörer auch an zwei Geräte angeschlossen. Hatten wir das Glück, dass wir nur eine Funkverbindung in Betrieb hatten, hörten wir auf einem Ohr die Funkstelle ab, auf dem anderen Ohr empfingen wir dann den Soldatensender Belgrad.

Es folgten häufige Ortswechsel, doch glücklicherweise hatte ich keine direkten Fronteinsätze.

Natürlich, es war auch bei uns nicht eine „friedliche Idylle“, auch bei meiner Einheit gab es Tote und Verwundete, aber von wirklichen Kampfeinsätzen blieb ich verschont. Im nachhinein kann ich sagen: „Schwein“ gehabt.

Im Juni 1944 bekam ich unverhofft einen 14-tägigen Heimaturlaub, für die nächsten fünf Jahre das letzte Mal daheim. Gerade in dieser Zeit begann in Frankreich die Landung der Alliierten an der Kanalküste. Ich war deshalb immer in der Sorge, vorzeitig wieder an die Front fahren zu müssen. Glücklicherweise konnte ich den Urlaub bis zu seinem Ende daheim erleben.

Der Urlaub war zu Ende, es ging wieder zurück in den Osten – und nach 24 Stunden saß ich in dem von russischen Truppen umzingelten Minsk fest. Glücklicherweise gelang noch einmal ein Ausbruch und mit einem der letzten Züge konnte ich Minsk gerade noch verlassen. Zufällig war dieser Zug mit Verbänden meiner Division beladen, so dass die Aussicht bestand, dass ich wieder zu meiner Einheit kommen kann.

Heimaturlauber, die auf dem Weg zur Front waren, wurden meist schon im Hinterland zu neuen Einheiten zusammengestellt und haben ihre Verbände kaum wieder gesehen.

Es folgte eine längere Irrfahrt, bis ich endlich nach einigen Wochen wieder bei meiner Einheit eintraf.

Die weiteren Einsätze erfolgten im Raum Psko, Ostrov und Opocka, eine Gegend etwa 300 km südlich vom damaligen Leningrad.

Im Herbst 1944 kam ich mit mehreren anderen Kameraden zum Aufbau einer Funkverbindung nach Ostpreußen in die Nähe von Johannisburg. Wir waren in einem Dorf einquartiert, die Unruhe unter der Bevölkerung war deutlich zu spüren. Die Leiterwagen der Bauern wurden mit Sperrholztafeln zu Planwagen umgebaut, keiner durfte jedoch von einer bevorstehenden Flucht reden, wie sie dann leider im Januar in einem großen Treck erfolgte.

Unser Kommando wurde Ende Dezember 1944 in den damaligen Warthegau verlegt. Nach wenigen Tagen jedoch ging es mit der Bahn über Thorn, Gneisenau, Graudenz, immer an der Weichsel entlang und an der Marienburg vorbei nach Danzig. Am 5. Januar 1945 wurden wir in Danzig-Neufahrwasser auf das MS „Adler“ verladen und über die Ostsee ging es mit dem Schiff nach Lettland. Die Seefahrt verlief glücklicherweise ohne Störung und wir erreichten Libau. Wir befanden uns nun in dem von der Sowjetarmee abgeschnittenen Kurland. Eine Landverbindung gab es nicht mehr.

Die Versorgung der dort befindlichen Truppen konnte nur auf dem Seeweg erfolgen. Dass diese Versorgung nur ungenügend sein konnte, lässt sich denken.

Am 8. Mai 1945 ging der Krieg zu Ende, mein Schicksal als Soldat war vorüber - doch was kommt nun auf mich zu?

Bevor ich meine Erinnerungen der nächsten vier Jahre niederschreibe, noch folgendes:

Den Gefangenen war es untersagt, Notizen oder sonstige Niederschriften zu machen oder zu besitzen.

Ich kann mich deshalb nur auf mein Gedächtnis verlassen, möchte aber ausdrücklich betonen, dass ich jegliche Übertreibung unterlasse. Ich werde nur die reinen Tatsachen schildern, so unglaublich das manchmal dem Leser dieser Zeilen erscheinen mag. Da ich keinerlei Notizen habe, sind mir nach dieser langen Zeit auch nur noch ganz wenige Namen einiger Kameraden sowie nur noch einige Namen der einzelnen Lager im Gedächtnis geblieben.

1945

Anfang Januar 1945 traf ich von Westpreußen kommend über Danzig mit dem Schiff in Libau in Lettland ein. Die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen waren noch von deutschen Truppen besetzt und wurden bis zum Kriegsende in 5 Kurlandschlachten verteidigt. Ein Glück für die dortigen Truppen war im nachhinein der Umstand, dass der damalige Oberbefehlshaber der Kurland-Truppen, General Schörner, im Frühjahr 1945 von Kurland abgezogen und zu einem südlichen Frontabschnitt versetzt wurde. Glück deshalb, weil dieser General noch nach Inkrafttreten des Waffenstillstandsabkommens in seinem neuen Frontabschnitt weiterkämpfen ließ. Das heißt, in Kurland wären unter General Schörner die Kämpfe bis zur vollständigen Vernichtung der dortigen deutschen Verbände weitergegangen..

Am 9. Mai 1945 führte der Weg in die Gefangenschaft. Meine Einheit fuhr mit den Fahrzeugen den Sowjettruppen entgegen, wir wurden entwaffnet und schon bei der ersten Begegnung haben uns die russischen Soldaten die Armbanduhren, Kameras und alle anderen Wertgegenstände abgenommen.

Das erste Lager, in das wir kamen, war noch sehr provisorisch. Es hatte noch keine Umzäunung, diese wurde erst, wie es hieß „unserer eigenen Sicherheit wegen“, von den Gefangenen einige Tage später gebaut. Das Lager befand sich in der Nähe der Bahnlinie Dünaburg – Kaunas (Kowno).

Wir kamen in das Lager, bauten unsere mitgebrachten Zelte auf und warteten auf unsere Heimkehr, wie uns bald jeden Tag versichert wurde. Die Tage ohne Beschäftigung waren furchtbar, wir waren deshalb froh, dass sich auf dem Lagergelände frühere Stallungen befanden, die wahrscheinlich viele Jahre lang nicht ausgemistet wurden. Diese Ställe wurden vom Mist befreit, eine Arbeit, die sich über einige Zeit hinzog.

Inzwischen konnten wir an der Bahnlinie oft Züge mit Kriegsgefangenen sehen, die nicht nach Westen, sondern in östlicher Richtung fuhren. Unsere Zweifel über etwas, was wir uns nicht erklären konnten, wurden schnell beseitigt, in dem man uns glaubhaft versicherte, dass die Weichselbrücken bei Dirschau zerstört sind und dass deshalb die Züge über Dünaburg fahren und dann in südlicher Richtung umgeleitet werden müssten.

Die Ställe waren sauber, die sowjetischen Kommandeure befahlen, dass zu unserer Unterhaltung eine Theaterbühne dort eingerichtet werden soll.

In dem Lager befanden sich inzwischen mehrere hundert Gefangene, darunter natürlich alle möglichen Berufsgruppen vom Handwerker, dem Musiker bis zum Artisten. Die Bühne wurde aufgebaut, die ersten „Vorstellungen“ begannen gleich mit einem Ärger, was beinahe schlimme Folgen gehabt hätte. Es wurde ein Sketch gespielt, bei dem dummerweise eine Zeitung zerknüllt und zu Boden geworfen wurde. Was die Akteure jedoch nicht bedacht hatten: In Ermangelung einer normalen Zeitung hatte man die „Prawda“ in den Händen und zerknüllte sie vor den Augen der sowjetischen Bewacher!

Die betroffenen Schauspieler hatten Glück, sie kamen mit ein paar Tagen Arrest davon. Bei späteren Anlässen wurden die Beteiligten in öffentlichen Verhandlungen oft bis zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt!

Wie wir in diesem Lager gepflegt wurden, weiß ich heute nicht mehr. Mir ist nur geläufig, dass wir anfänglich noch unsere „Eiserne Ration“ aus Wehrmachtszeiten hatten. Diese bestand meines Wissens aus 1 Dose Schmalzfleisch und sehr harten Zwiebacken oder Keksen.

Nach mehreren Wochen, etwa Mitte Juni, hieß es dann Sachen packen, es geht zur Bahn. Froh, dass die Gefangenschaft zu Ende sein sollte, marschierten wir zum Bahnhof. Dort stand ein Güterzug, jeweils 40 Mann kamen in einen Waggon. Die „Möblierung“ des Waggons bestand aus dem bloßen Fußboden und einem Zwischenboden aus Holzbohlen. Kein Stroh, keine Decke, nichts weiter!

Die Waggontüren wurden von außen verriegelt, die kleinen schmalen Luken waren mit Stacheldraht vergittert. Der Zug fuhr bald ab, es war morgens, und wir waren bald in Dünaburg.

Zum besseren Verständnis: Dünaburg heißt heute Daugavpils, der Fluss Düna heißt heute Daugava. Er mündet bei Riga in die Ostsee.

In Dünaburg blieb der Zug stehen, die Lok stand unter Dampf am westlichen Ende des Zuges, also Richtung Heimat. Die einheimische Bevölkerung versuchte noch mit uns Tauschgeschäfte zu machen, jedoch meist ohne Erfolg, denn uns sind die Uhren und andere Wertgegenstände längst abgenommen worden. Der Zug stand den ganzen Tag auf dem Bahnhof, erst in der Nacht hörten wir, dass eine Lok an unserem Zug vorbeifuhr. Diese Lok

wurde am anderen Ende des Zuges angekoppelt und es dauerte auch nicht lange, dass sich der Zug in Bewegung setzte. Wir wussten nur nicht, wohin wir fuhren.

Am nächsten Tag konnten einige der „Mitreisenden“, die bereits seit 1941 an der Ostfront waren, durch die Luke sehen, dass wir in eine Gegend kamen, in der sie bereits 1941 schon gewesen sind. Ganz sicher waren sie, als wir die Stadt Tichvin, etwa 200 km östlich von Leningrad (heute St. Petersburg), passierten. Nun war die Stimmung auf dem Nullpunkt, denn jeder wusste, dass es nicht nach Hause ging.

Wir fuhren noch einige Tage mit dem Zug, der dann urplötzlich in einem großen Waldgebiet hielt. Wir mussten aussteigen und mit unserem Gepäck sowie den Bohlen von den Pritschen aus dem Waggon ging es zu Fuß durch den Wald weiter. Später haben wir erfahren, dass es sich bei der Bahnlinie um die Murmanbahn gehandelt hat. Nach einiger Zeit lichtete sich der Wald, vor uns tauchte ein Ort auf. Wir sahen zuerst ein großes Gebäude an einem Fluss. Den Namen dieses Ortes weiß ich nicht mehr. Der Ort ist etwa 50 – 80 km flussaufwärts von Swirstroi entfernt. Bei dem Fluss handelte es sich um den Swir, einem schiffbaren Fluss, der den Onegasee mit dem Ladogasee verbindet. Wir kamen in ein Lager, es gab Baracken, die Lagerinsassen waren Ungarn, Österreicher und Deutsche.

Gleich am nächsten Tag wurden wir entlaust, das heißt, wir bekamen eine Schüssel warmes Wasser. Anschließend wurde „gefilzt“. Sämtliche Sachen, die wir besaßen, mussten wir vor uns auf dem Boden ausbreiten. Die russischen Soldaten nahmen uns praktisch alles weg, am Ende besaß ich nur noch einen Wehrmachts-Brotbeutel, eine Schuhbürste (die ich zwar nicht mehr brauchte, aber da sie ein Stück von daheim war, habe ich sie bis zuletzt aufgehoben) und ein kleines Stück Handtuch. Alles wurde uns genommen, wir hatten fast nichts mehr; keinen Brief, kein Foto, kein Besteck, weder Messer noch Gabel oder Löffel.

Einen Kamm hatten und brauchten wir auch nicht mehr, denn uns wurden schon sehr bald die Haare vom Kopf geschoren.

Bei Leibesdurchsuchungen wurden wir stets, auch später noch in allen weiteren Lagern, gründlichst unter den Achselhöhlen nach Tätowierungen untersucht. Ich wusste erst auch nicht, warum dies geschah, bis wir erfuhren, dass die Angehörigen der Waffen-SS an diesen Stellen tätowiert waren. Wer hierbei als SS-Angehöriger erkannt wurde, wurde sofort ausgesondert und wurde von den „normalen“ Gefangenen getrennt.

Mir ist nicht bekannt, was mit den SS-Leuten geschah; wenn überhaupt, so sind nur vereinzelt ehemalige SS-Angehörige in die Heimat wieder entlassen worden.

Die gewaltsame Wegnahme unserer Uhren und sonstigen Wertgegenstände sowie die spätere Wegnahme unserer Briefe und Fotos war schon sehr deprimierend und erniedrigend.

Wir waren gefangen, ehrlos, wehrlos, rechtlos, ohne Hoffnung auf eine baldige Heimkehr, der Willkür und den Schikanen unserer Wachmannschaften ausgesetzt.

Wir waren in diesem Moment die „ärmsten Schweine der Welt!“

In diesem Lager wurde das Wasser mittels Handkarren und Wasserfässern aus dem naheliegenden Fluss geholt. Diese Aufgabe hatten die ungarischen Gefangenen zu leisten. Das Wasser war fast ausschließlich für die Küche bestimmt, für andere Bedürfnisse (waschen usw.) wurde nur ganz sporadisch Wasser zugeteilt.

Ich stellte im Laufe der Zeit fest, dass die Sowjets ein ausgeklügeltes System hatten, um die bis dahin noch zusammenlebenden Verbände kontinuierlich aufzulösen. Innerhalb weniger Wochen hatte ich und auch kein anderer Mitgefangener kaum noch einen Kameraden aus seiner ehemaligen Einheit mit im gleichen Lager. Es war ein ständiges Kommen und Gehen, so dass nach etwa einem Vierteljahr die Trennung der Einheiten abgeschlossen war.

Nach etwa 3 Wochen ging unsere Odyssee weiter. Mit einem Flussdampfer fuhren wir den Swir abwärts nach Swirstroi. Dieser Ort lag im ehemaligen Frontgebiet aus dem russisch-finnischen Krieg von 1939. Von dem Ort standen eigentlich nur noch zwei große Gebäude: Das Wasserkraftwerk mit seiner Schleuse und einem großen aber schwerbeschädigten Bau, in dem und um ihn herum sich unser Lager befand.

Die wenigen Russen, die sich noch in dem Ort befanden, wohnten anfangs in ganz primitiven Hütten oder Erdlöchern. Erst nach einiger Zeit hat sich die Lage für diese Menschen spürbar verbessert.

Da der Bau, der zu unserem Lager gehörte, zum größten Teil noch nicht beziehbar war, wurden dort nur die Lagerleitung, die Küche und ein Speisesaal untergebracht. Wir „Plenny's“ bezogen sogenannte Finnenzelte. Diese waren aus Sperrholz gefertigte Rundbauten, ebenerdig und mit Pritschen versehen. Da das Holz frisch geschlagen war, wurden unsere Sachen beim Schlafen immer feuchter. Wir hatten ja nichts mehr zum Wechseln der Wäsche,

Aber wir hatten es einfach: Beim Schlafenlegen wurden die Schuhe ausgezogen, unser Käppchen vom Kopf auf die Schuhe gelegt, beides unter den Kopf als „Kopfkissen“, zugedeckt wurde mit dem Mantel (den man uns noch gelassen hatte) - fertig war die ganze Abendtoilette. Kein Waschen, kein Zähne putzen, nichts von alledem. In diesem Lager waren auch deutsche Offiziere untergebracht. Sie durften anfangs ihre Offiziersuniform und ihre Orden und Ehrenzeichen tragen. Sie bekamen eine bessere Verpflegung und sie gehörten zu keinem Arbeitskommando. Nach einiger Zeit änderte sich dies auch wieder und wir bekamen zu unseren Arbeitskommandos Offiziere zugewiesen.

Wir kamen etwa im Juli in dieses Lager.

Vom 15. September 1945 bis 7. Mai 1946 hatten wir Winter.

In dieser langen Zeit konnten wir uns nur mit Schnee waschen und (das ist die reine Wahrheit und der Leser dieser Zeilen soll sich dies einmal genau vorstellen!) wir konnten nicht ein einziges Mal die Wäsche wechseln! Wir hatten Läuse und Flöhe. In anderen Lagern kamen später noch Wanzen dazu.

Wir hatten jede Menge Schnee und bis 42 Grad C Kälte. Bis minus 30 Grad C mussten wir noch arbeiten, wenn es noch kälter wurde, wurde nicht mehr zur Arbeit ausgerückt. Da wurde für die Versorgung der Küche frisch geschlagenes Holz, immer etwa 2 Meter lange Stämme, über mehr oder weniger große Entfernungen aus dem Wald ins Lager getragen! Diese Arbeit dauerte allerdings nur einige Stunden.

Doch zurück zum „Noch Sommer“ in Swirstroi.

Wie schon gesagt, lag das Kraftwerk am Fluss, das Kraftwerk und die dazugehörige Schleuse waren kaputt und sollten von uns wieder aufgebaut werden. Das Projekt hieß „Hydromontage“, es waren dort Schacht-, Beton- und Maurerarbeiten in großem Umfang notwendig.

Die Arbeiten waren sehr schwer, da es nur die einfachsten Werkzeuge gab. Schaufel, Brechstange und eine primitive Trage waren unsere Arbeitsmittel. Es gab keine Schubkarre, keine Mischmaschine usw. Alles wurde in reiner Handarbeit erledigt. Von jeweils zwei Mann wurden mit einer einfachen Holztrage Sand, Steine und alle anderen am Bau benötigten Materialien transportiert. Die Arbeiten dauerten bis in den Frühsommer 1946, dann konnten als erste ehemals deutsche Schnellboote mit ihren gefangenen deutschen Besatzungen die Schleuse passieren.

Wir gingen frühmorgens aus dem Lager, bekamen vorher und auch mittags unsere Suppe und Brot und wussten nie, wann eigentlich Arbeitsschluss war. Unsere Posten, meist junge Soldaten, konnten von sich aus wahrscheinlich nichts entscheiden und so zog sich unser Arbeitstag gerade im Sommer mit seinen hellen Nächten oft sehr in die Länge.

Wenn wir dann hofften, dass der Tag endlich zu Ende war, kam meistens noch die Zählung hinzu. Wir mussten auf dem Hof antreten und standen dann oft 2 – 3 Stunden sinnlos herum. Es wurde manches mal Mitternacht, bis wir endlich schlafen durften.

Unsere Verpflegung bestand aus 3 x täglich Suppe, dazu mittags 1 Löffel Kascha (eine Art Brei, der meistens aus den gleichen Bestandteilen wie die Suppe hergestellt wurde) und dazu jeweils 200 g Brot. Dies war die Grundversorgung, die allen Gefangenen zustand. Darüber hinaus konnte bei Norm-Übererfüllung Zusatzbrot erworben werden. In den Genuss von Zusatzbrot ist man nur selten gekommen, denn die Normen waren oft gar nicht erfüllbar. Für alle und jede Arbeit gab es Normen: für das Anschieben eines LKW's genau so wie für das Tragen von Baumstämmen, den Transport von sonstigen Dingen oder Schnee schippen oder das Planieren eines Weges.

Wir waren total unterernährt und stets hungrig. Unsere Gespräche drehten sich immer nur um das Essen, dabei wurden die besten Rezepte aufgezählt.

Durch diese einseitige Ernährung gab es im Lager viele Todesfälle, leider konnte ich später nie Angehörige davon benachrichtigen, weil wir keine schriftlichen Notizen oder Adressen hatten. Oft ist mir auch der Name des Betroffenen nicht mehr geläufig. Die Toten wurden meist gegen Abend außerhalb des Lagers bestattet. Da wir oft hörten, dass nachts in der Nähe Wölfe heulten

Glücklicherweise bin ich in all den Jahren nicht ernsthaft krank geworden. Außer Ekzemen und immer schlechter werdender Zähne habe ich diese Zeit gesundheitlich leidlich gut überstanden. Noch vor dem Wintereinbruch konnte ich mir ein Fell, welches von einem Wehrmachtstornister stammte, irgendwie besorgen. Dieses Fell habe ich mir den ganzen Winter über auf den Rücken gebunden, so dass ich einen zusätzlichen Schutz gegen die Kälte hatte.

Die medizinische Versorgung war äußerst primitiv. Wir wurden zwar regelmäßig gegen irgend etwas geimpft, die Behandlung aber beispielsweise von Ekzemen erfolgte in der Art, dass ein Stück Gaze auf die Wunde gelegt wurde. In Ermangelung von Heftpflaster oder Binden wurde dieser Gazestreifen mit Holzleim (!) an den Körper geleimt. Ich bin mir deshalb so sicher, dass es sich tatsächlich um Holzleim gehandelt hat, weil dieser Leim vorher in einem Wasserbad gekocht werden musste und beim Auftragen an den Körper entsprechend heiß war.

Durch die nicht mehr mögliche Schuhpflege dauerte es nicht mehr lange, dass die Stiefel oder Schuhe bald kaputt gingen. An Schuhwerk von den Russen war nicht zu denken, wir bekamen von ihnen anstelle von Schuhen eine Art „Sandalen“. Dabei handelte es sich um ein etwas zugeschnittenes Stück Holz in Form einer Schuhsohle, darüber war ein Stück Leder angenagelt. Ich bin einmal mit solch einem „Schuhwerk“ auf einen in einem Brett steckenden Nagel getreten, der Nagel ist durch die „Schuhsohle“ hindurch in meine Fußsohle gedrungen. Glücklicherweise ergaben sich außer ziemlichen Schmerzen keine weiteren sonstigen Folgen. An Winterbekleidung bekamen wir Wattejacken und Walinkis (das sind Wattestiefel) mit denen man in das eigentliche Schuhwerk stieg. Als Schuhe erhielt ich im Winter sogenannte Wachstiefel. Das waren Wehrmachtsstiefel, in die man eigentlich mit den eigentlichen Militärstiefeln schlüpfen musste. Die Wachstiefel waren ziemlich schwer und hatten eine sehr glatte und dicke Holzsohle. Um nicht ständig damit auszurutschen, haben wir uns aus Rundstahl (etwa 4mm stark) Nägel gemacht und in die Schuhsohle geschlagen. Doch wie kamen wir zu Rundstahl?

Unsere Wachmannschaften wohnten außerhalb des Lagers in einfachen Holzbaracken. Mit Eintritt der kalten Jahreszeit mussten diese Baracken „winterfest“ gemacht werden. Dazu wurden an den Außenwänden Pfähle eingegraben, an die Bretter genagelt wurden. Der Zwischenraum zur Baracke wurde mit Sägespäne gefüllt. Die benötigten Nägel „fertigten“ wir aus Rundstahl. Mit Schlegel und Meißel wurden ein Drahtstück abgeschlagen, fertig war der Nagel. Und mit diesen „Nägeln“ konnten wir auch die Sohlen unserer Wachstiefel entsprechend „beschlagen“.

Anfang September und dem Beginn der kalten Jahreszeit konnten wir in die 4. Etage des leidlich hergerichteten Gebäudes einziehen. Es war ein großer Schlafsaal, der mit etwa 180 Mann belegt wurde. Ein ganz großes, aber sehr menschliches Problem hatten wir nachts. Durch die große Flüssigkeitszufuhr musste jeder nachts mehrere Male raus. Als wir in dem Hause untergebracht waren, hieß das vier Etagen das Treppenhaus hinunter zur Latrine und wieder zurück. Aber nicht nur einmal bitte, sondern von mir weiß ich, dass es bis zu dreizehn (!) mal war. Manchmal war ich noch nicht wieder oben, da musste ich schon wieder kehrt machen. Und um zu vermeiden, dass das Treppenhaus dabei in Mitleidenschaft gezogen wurde, wurden sogenannte „Pinkelposten“ aufgestellt.

Noch ein Wort zu unseren Suppen. Der Speiseplan war äußerst einfach und leicht zu merken:

Es gab im ganzen Jahr nur 4 mal einen Wechsel. Kartoffel-, oder Hirse-, oder Graupen- oder Bohnensuppe gab es ein Vierteljahr lang früh, mittags und abends. Es gab immer eine Kelle in ein Blechgefäß, dabei stand ein Mann neben dem Koch und rührte ständig die Suppe, damit möglichst jeder ein paar feste Essenteile mit bekam. Ganz unbeliebt war die Hirseperiode. Die Suppe war meist sehr dünn und hatte auch nicht viel Geschmack.

Zum Essen der Suppe bekamen wir einen Holzlöffel, wir selber hatten doch keinen Löffel mehr. Da die Portionen ja nie genau aufgingen, gab es hin und wieder einen Nachschlag. Über diesen Nachschlag wurde genau aufgepasst, damit jeder einmal in diesen Genuss kam. Zu den oben genannten Rationen kamen täglich noch 15 g Zucker und 5 g Machorka (russischer Tabak). Ich habe diese Tabakration stets gegen Zucker umgetauscht. Bei der knappen Verpflegung wollte ich mich nicht auch noch mit Tabak belasten.

Nun wird man fragen, wie kann man ohne Waage jeweils 15 g Zucker verteilen.

Not macht erfinderisch: Mit einem Löffel, zuerst einem aus Holz, später sogar aus Metall, wurde der Zucker verteilt. Der Löffel wurde gefüllt und mit einem Hölzchen glattgestrichen, so ergab dies etwa 10 – 12 g. So wurde jeder der Reihe nach in der Gruppe versorgt. Hatte jeder seinen Löffel Zucker erhalten und es war noch etwas übrig, so ging die Reihe wieder von vorn los. Dabei wurde genau darauf geachtet, dass am nächsten Tag die Reihe da fortgesetzt wurde, wo sie am Vortag geendet hat.

Der „Fleischanteil“ unserer Suppen war wirklich mehr als bescheiden. 1 (!) Dose (340 g) amerikanisches Corned beef auf einen Kessel Suppe! Man hatte selten genug eine Fleischfaser finden können.

Diese leeren Fleischdosen waren sehr begehrt und der Koch machte damit ein gutes Geschäft.

Er schnitt den Deckel ab und machte am oberen Rand der Dosenwand ein kleines Loch. Gegenüber von diesem Loch kam unten ebenfalls ein Loch hin. So gefertigt, „verkaufte“ er gegen Zucker diese Dosen. Auch ich habe mir auf diesem Weg eine solche Dose zugelegt. Warum?

In das untere Loch wurde ein kleines Hölzchen gesteckt, die Dose wurde mit Wasser, was immer sehr knapp war, gefüllt und an einem Nagel oder einen kleinen Ast gehängt. Deshalb das obere Loch. Das Hölzchen wurde etwas herausgezogen, so dass das Wasser etwas mehr als tropfenweise herauslief.

Fertig war für uns die ideale Waschgelegenheit.

Ich weiß nur nicht mehr, wie wir zu dem Wasser gekommen sind.

Es gab aber auch eine andere Möglichkeit:

In dem Treppenhaus unserer Unterkunft standen auf jeder Etage große Holzzuber, die mit einem „Getränk“ gefüllt waren. Bei diesem „Getränk“ handelte es sich um einen „Tee“, der durch Überbrühen von Fichtennadeln hergestellt war und für uns zum Trinken bestimmt war. Da wir aber schon durch die 3 Suppen täglich genug Flüssigkeit zu uns genommen hatten und die Sorge berechtigt war, dass wir durch eine weitere Flüssigkeitszufuhr uns nur selbst schädigen konnten, hat meines Wissens auch niemand von diesem „Getränk“ getrunken. Es ist durchaus möglich, dass wir unsere „Waschdusche“ damit gefüllt haben.

Diese Waschmöglichkeit hatten wir jedoch nur in der wärmeren Jahreszeit, mit Einbruch des Winters verschwanden die Holzzuber und wir haben uns dann tatsächlich nur noch mit Schnee waschen können.

Die Brotrationen (200 g pro Mahlzeit) wurden genau abgewogen. Es lagen also auf jeder Portion Brot noch ein paar kleine Stückchen, damit das Gewicht genau stimmte. Damit diese Stückchen Brot auf dem Weg zur Gruppe nicht „abhanden“ kamen, wurden die Portionen grundsätzlich von 2 Mann abgeholt und verteilt.

Das Brot ist mit dem unsrigen deutschen Brot nicht zu vergleichen, das russische „Chleb“ wurde als flüssiger Teig in die Backformen gegossen und gebacken. Der Wasseranteil dieses Brotes war demzufolge viel höher als beim deutschen Brot.

Einen Brotbelag gab es nicht, ich kann ruhigen Gewissens sagen, dass ich fast vier Jahre nur von Suppe und Trockenbrot gelebt habe.

Ich kann mich aber auch noch genau an folgendes erinnern:

Auf Grund der „Normübererfüllung“ gab es hin und wieder einmal Zusatzbrot. Durch die Verzögerung der Ausgabe durch die Bäckerei hatte sich das Zusatzbrot zu einem ganzen Laib angesammelt. Das heißt, ich bekam plötzlich einmal ein ganzes Brot von etwa 1,5 kg. Nun dachte ich, heute etwas davon zu essen, morgen auch wieder etwas, dann habe ich über mehrere Tage zusätzlich Brot zu essen. So habe ich gedacht.

Also auf die Pritsche gelegt und etwas gegessen. Das übrige in den Brotbeutel und für später aufgehoben. Das Brot kreiste nur noch in meinem Kopf herum, schließlich noch mal ein Stück davon gegessen, dann bleibt doch immer noch etwas übrig. So kreiste das Brot immer wieder in meinem Kopf, solange, bis die 1,5 kg Brot am selben Abend noch aufgegessen waren. Dann hatte ich Ruhe.

So wie mir ging es aber allen anderen auch: Am Ende war es auch besser so, nun konnte auch nichts mehr gestohlen werden.

Eine Folge der einseitigen und ungenügenden Verpflegung war auch, dass die Nägel an den Fingern und Zehen so gut wie nicht mehr gewachsen sind. Ich weiß genau, dass ich mir in den vier Jahren der Gefangenschaft die Nägel nicht ein einziges Mal verschneiden musste. Da wir ohnehin keine Schere oder etwas ähnliches mehr hatten, wäre das wahrscheinlich auch ein echtes Problem geworden.

Im Spätsommer wurde ich für ein paar Tage mit in eine Kolchose versetzt. Unsere Aufgabe bestand im Bewachen eines Kartoffelfeldes, besonders nachts. Dabei hatten wir ein Feuer angemacht und für uns selbst Kartoffeln hineingelegt. Das ging aber nur ganz kurze Zeit, bis unser Sergeant das Feuer untersuchte und die Kartoffeln fand.

Von dieser Kolchose aus wurden wir mit einem jungen Soldaten zum Pilze suchen in den Wald geschickt. Dabei war zu beachten, dass die Wälder größtenteils noch vermint waren. Unser Posten verirrte sich mit uns in dem riesigen Wald und es kam, wie es kommen musste. Unser Posten trat auf eine Mine und verletzte sich einen Fuß. Was nun? Da ich damals schon, und auch heute noch, einen sehr guten Orientierungssinn hatte, machte ich mich mit zwei weiteren Kameraden auf die Suche nach dem rechten Weg. Wir befanden uns direkt zwischen den damaligen Stellungen aus dem russisch-finnischen Krieg von 1939. Ich war mir im Klaren, dass nur ein Weg aus dem Waldgebiet herausführen konnte. Ich bestieg einen Beobachtungsstand, der noch aus dem Krieg stammte und versuchte mich zu orientieren. Als ich oben im Baumwipfel war, sah ich nur Wald, überall nur Wald. Da wir aber auf einem Wege waren, vertrat ich die Meinung, irgendwo muss doch der Weg hinführen. Und so war es am Ende auch. Wir sahen plötzlich eine Hütte, fast wie im Märchen. Hinter der Hütte sahen wir Bahngleise, wir waren an der Murmanbahn. Nun kannte ich die Richtung und wir marschierten los. Ein Personenzug fuhr an uns vorüber, Leute winkten uns zu und fragten „Damo!“ „Nach Hause?“ Wir fanden bald eine Abbiegung und erreichten unsere Kolchose. Der Sergeant war aufgeregt, spannte ein Pferd vor den Wagen und fuhr mit mir auf dem Bahndamm bis zu der genannten Hütte. Er sah ein, dass an dem Tage nichts mehr zu machen war und fuhr am nächsten Tage nochmals los. Inzwischen hatten sich andere Kameraden auf den Weg, auf den wir am Tag zuvor in den Wald hineingegangen waren, zurückgewagt und haben ebenfalls die Kolchose erreicht. Dabei war noch ein Kamerad auf eine Mine getreten und hatte sich auch am Fuß schwer verletzt. (Wir glaubten, dass dieser Kamerad auf Grund seiner Verletzung jetzt aus der Gefangenschaft entlassen würde. Doch weit gefehlt, nach ein paar Wochen kam er wieder in unser Lager zurück).

Unser Posten wurde schließlich von unserem Sergeanten gefunden und mit dem Pferdewagen in die Kolchose gebracht.

Das waren zwei aufregende Tage, der Einsatz in der Kolchose wurde sofort beendet.

In unserem Lager waren wir von der Außenwelt total abgeschnitten. Wir wussten nicht, was in der Welt geschah und hatten auch in die Heimat keine Verbindung. Erst im November 1945 bekamen wir die erste Rotkreuzkarte, damit wir nach Hause schreiben konnten.

25 Worte Text waren uns erlaubt; was kann man da wohl schreiben?

Ein

Beispiel: „Liebe Eltern! Viele Grüße an Euch von hier.. Ich bin gesund, von Euch hoffe ich gleiches. Hoffe auf ein baldiges Wiedersehen. Alles Gute! Euer Fritz.“ Genau 25 Worte.

Erst 1946 wurde der Postverkehr etwas erleichtert, dann durften 2 Monate je 1 Karte mit 25 Wörtern und im 3. Monat sogar ein Brief geschrieben werden. Doch auch das wurde 1947 wieder geändert. Jetzt durften nur noch Karten, jedoch mit unbeschränkter Zahl der Wörter geschrieben werden.

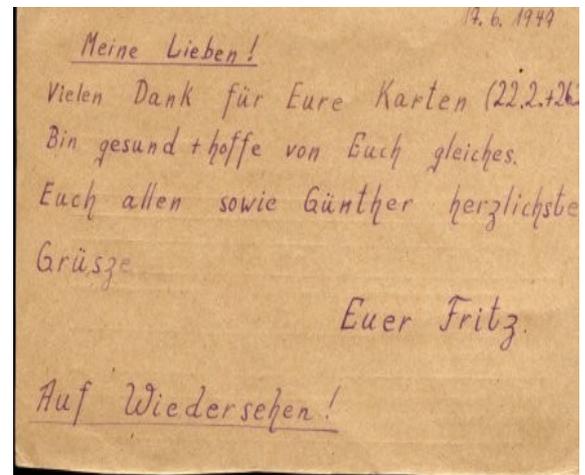
Das klingt sehr einfach und war doch so schwer.

Was kann man denn überhaupt „unbeschränkt“ schreiben? Es war doch fast alles verboten. Und mit was soll man schreiben?

Hier war jeder ärmer als eine Kirchenmaus. Not macht erfinderisch: Auf einigen unserer Arbeitskommandos wurde Zement aus Polen verarbeitet. Die leeren Zementsäcke bestanden aus 4 Lagen Papier. Die inneren 2 Lagen wurden unser Briefpapier. Fein gefaltet und gerissen, ergaben sie die Briefbögen. Briefumschläge wurden ähnlich hergestellt. Zukleben brauchten wir wegen der Zensur sowieso unsere Briefe nicht. Und geschrieben wurde mit einem Stummel von Bleistift, den noch dieser oder jener Kamerad hatte und der reihum von mehr oder weniger viel Leuten benutzt wurde.

Wie ich schon sagte, fiel die Briefschreiberei 1947 wieder weg, aber das Problem, was man überhaupt schreiben durfte, ist geblieben.

Im Frühjahr 1946 erhielt ich als erster im Lager die erste Karte von meinen Eltern! Die Freude war groß, habe ich doch Antwort auf meine Karte vom November erhalten. Bei der genannten Rotkreuzkarte handelte es sich um eine Doppelkarte, das heißt, die Antwortkarte ist mit dabei. Die beiden Karten waren mit dem Roten Kreuz und dem türkischem Halbmond gekennzeichnet. Es konnten also vorläufig nur die Antwortkarten und keine weitere Post an uns geschickt werden. Später wurde es möglich, dass auch „normale“ Kartengrüße einmal im Monat aus der Heimat an uns geschickt werden konnten.



Wie ich schon schrieb, musste in Swirstroi das Kraftwerk und die Schleuse wieder instandgesetzt werden. Die meisten der im Lager befindlichen Gefangenen wurden deshalb auch dort eingesetzt. Der Weg zur Arbeitsstelle war nicht sehr weit, so dass wir mittags im Lager unsere Suppe und unser Brot bekommen konnten.

So ging es bis zum Herbst.

Im September begann der Winter und die Arbeiten an der Schleuse mussten eingestellt werden.

Wir bekamen andere Arbeiten. So sollte ein Krankenhaus gebaut werden. Das Baugelände war sehr sumpfig, im Winter natürlich gefroren und die Fundamentgräben konnten ausgehoben werden. Da wahrscheinlich kein Zement für den Beton zur Verfügung stand, wurden die Fundamente mit Kalk gefertigt. Da ohnehin Winter war, mussten wir große Feldsteine vorher auf einem Rost erhitzen. Das dauerte Stunden und war für uns eigentlich einmal eine angenehme und vor allem bei der Kälte eine warme Arbeit. Der eingebrachte „Kalk-Beton“ für die Fundamente war natürlich im Handumdrehen gefroren und hat zumindest den Winter fest überstanden. Nachdem die Fundamente fertig waren, wurde das Gebäude in Blockhausbauweise aufgebaut. Dabei wurden Baumstämme horizontal verlegt. Auf die 1. Schicht wurde Moos verteilt als Dichtungsmittel, dann kam die 2. Schicht Baumstämme und so weiter, bis die Gebäudehöhe erreicht war. Die Stämme wurden mittels Zapfen, die von uns eingepasst wurden, verbunden. An den Gebäudeecken wurden die Stämme derart bearbeitet, dass sie kreuzweise aufeinander lagen. Wir haben hier regelrechte Zimmermannsarbeiten verrichtet, es war zwar auch nicht einfach, weil dafür eben nur die kalte Jahreszeit genutzt wurde, aber es war auch interessant und nicht nur eine eintönige Arbeit. Die Fensteröffnungen wurden gleich mit eingearbeitet, die Fenster selber wurden von uns nicht eingebaut. Das Gebäude war eingeschossig.

Als es die endgültige Höhe erreicht hatte, wurden Balken als Deckenabschluss verlegt, anschließend wurde der so entstandene Boden mit einer dicken Lehmschicht verschmiert. Der Lehm wurde ähnlich wie die Feldsteine zuvor auf einem offenen Feuer heiß gemacht. Er wurde in Eimern auf den Boden getragen und diente als Wärmeisolierung.

Doch es gab auch schlimmere Kommandos.

Oberhalb der Schleuse war ein sehr großer Stausee, in dem unvorstellbar große Mengen Baumstämme schwammen. Ausgerechnet im Winter mussten solche Stämme mit der Brechstange aus dem Eis herausgepickt werden. Eine Wahnsinnsarbeit! Die Stämme kamen in ein Sägewerk. Leider waren dort die Umstände nicht die besten, die Stämme drehten sich während des Sägens im Sägegatter, so dass am Ende verdrehte Balken oder Bretter herauskamen.

Eine weitere unsinnige Arbeit war, dass wir von einem gefällten Baum, der einen Stammdurchmesser von etwa 60 bis 80 cm hatte, ein etwa 4 m langes Stück mit der Schrotsäge absägen mussten. Der Baum hatte in dem russisch-finnischen Krieg anscheinend im Frontgebiet gestanden, der Stamm hatte viele Granatsplitter abbekommen. Ein paar mal kamen wir nach einigen Zentimetern mit der Säge auf einen Granatsplitter und wir mussten von Neuem anfangen. Nach etlichen Versuchen gelang es tatsächlich, den Stamm durchzusägen, was bei der Dicke des Stammes natürlich seine Zeit gedauert hat. Mit Hilfe von aufgelegten Stämmen und einigen Brechstangen wurde das Stück nun auf einen LKW gewuchtet.

Verwendet wurde der Stamm als Torsturz für eine LKW-Garage!

Das Jahr 1945 geht zu Ende und es wird Weihnachten. Wie werden wir das Fest begehen können?

In der Sowjetunion wird Weihnachten nicht oder wenn doch, dann erst Anfang Januar gefeiert. Für uns hieß es also, es sind normale Arbeitstage. Im Grunde war uns das vielleicht ganz recht, denn was sollten wir feiern?

Es kam der Heiligabend.

Gerade an diesem Tage konnte ich mir, ich weiß es nicht mehr, wie sich das ergab, aus einem Kartoffelbunker (der fensterlos und eiskalt war) ein paar wenige Kartoffeln „organisieren“.

Die Kartoffeln waren zwar steinhart gefroren, aber auf unserem gemauerten Ofen konnte ich sie auftauen und auch mit der Schale, ohne Fett und Salz, natürlich unter ständiger Bewachung, auf der Ofenplatte „braten“. Es war ein Festtagsschmaus, an den ich auch jetzt noch jedes Weihnachten denke.

In unserem Schlafraum, belegt mit Ungarn, Österreichern und Deutschen war keine Weihnachtsstimmung, doch nun kommt das für mich Unvergessliche:

Ein unter den Deutschen sich befindender Pfarrer bat um Ruhe und trug uns die Weihnachtsgeschichte vor. Es war mucksmäuschenstill in dem großen Raum; es gab wohl keinen unter uns, der nicht in Gedanken in der Heimat war.

Es war für uns doch Weihnachten geworden!

Am nächsten Tag ging es wieder zur Arbeit, so wie seit Monaten.

Die Arbeitswoche begann am Montag und endete am Sonntag, dann begann die nächste Arbeitswoche – jahrelang ging das so.

Eine Flucht aus einem solchen Lager war unmöglich. Selbst Offiziere, die viel bessere Voraussetzungen zur Flucht gehabt hätten und auch einmal einen Fluchtversuch unternahmen, meldeten sich nach weniger als drei Tagen selbst wieder zurück.

1946

Dieser Winter ging vorüber, bis Mai 1946 lag Schnee – und dann kam eine Kommission von sonst woher , sah uns in unserem jämmerlichen Zustand und innerhalb weniger Tage durften wir uns warm waschen und bekamen neue Unterwäsche!

Es muss für uns ein unbeschreibliches Gefühl gewesen sein, denn tagelang sind wir im Lager nur noch in der neuen Wäsche herumgelaufen.

Damit gingen auch die Tage in Swirstroi zu Ende.

Im Sommer 1946 (die Schleuse war inzwischen fertiggestellt und die Schiffe konnten sie benutzen) wurde wieder ein Transport zusammengestellt. Wir wurden in die Bahn verladen und fuhren in unbekannter Richtung von Swirstroi weg. Wir kamen in eine eintönige Gegend, von einer Ortschaft war nichts zu sehen. Wir sahen nur ein paar Baracken eines Lagers. Schon bei der Ankunft in einem neuen Lager schaute man nach dem körperlichen Zustand der dort befindlichen Gefangenen, um daraus Schlüsse über die Verpflegung zu ziehen.

Wir waren in einem Moorlager angekommen – primitiver als da konnte es nicht mehr werden.

Wir wurden in einer Baracke untergebracht, bekamen einen großen Papiersack in die Hand gedrückt mit dem Bemerkung, dass das dafür notwendige Stroh noch unterwegs sei. Ich glaube, es ist heute noch unterwegs, denn wir haben nie etwas davon gesehen. Pritschen gab es nicht, also schliefen wir auf dem Fußboden. Viele Wochen lang. Da wir kein Stroh hatten, nachts war es aber doch recht kühl, krochen wir also in die Papiersäcke und konnten da auch einigermaßen gut schlafen. Allerdings nur ein paar Nächte, dann gingen die Säcke kaputt. Die Reststücke waren vorübergehend dann noch unsere „Fußlappen“, bisher gingen wir doch barfuß in unseren Schuhen. Die weiter oben genannten „Sandalen“ hatten wir nur im Sommer 1945, nach dem Winter 1945/46 haben wir zwar nicht besonders gute, aber doch Schuhe erhalten. Da die Papiersäcke kaputt waren, mussten wir uns also wohl oder übel wieder mit unserem Mantel zu decken

Wie immer bekamen wir unsere Suppen, die Qualität war unverändert .

Früh, schätzungsweise gegen 7 Uhr bestiegen wir die Greifswalder Kleinbahn (die man von Greifswald dorthin gebracht hatte) und fuhren erst mal ein ganzes Stück ins Moorgelände hinaus. Dann marschierten wir noch eine ziemlich große Strecke ins Moor, wo wir meistens gegen 11 Uhr eintrafen. Unsere Aufgabe war dort, den maschinell gestochenen Torf auf große Stapel zum Trocknen zu bauen. Die Torfschollen waren sehr nass und entsprechend schwer. Etwa 2 Stunden machten wir diese Arbeit, dann musste schon der Heimweg angetreten werden. damit wir gegen Abend wieder im Lager eintrafen. Dort bekamen wir dann erst unsere „Mittagsmahlzeit“ und kurze Zeit später auch unsere Abendsuppe.

Die Normerfüllung lag bei dieser Arbeit bei 5 %!

Bei der Arbeit im Moor sind wir auch in entsprechender Entfernung mit russischen gefangenen Frauen und Männern zusammengekommen, die auf Grund lächerlicher Vergehen zur mehrjährigen Strafen im Arbeitslager verurteilt waren. Wir konnten wenigsten hoffen, bald mal nach Hause fahren zu können - diese Menschen wussten aber, dass sie noch ein paar Jahre dort arbeiten müssen.

Dort im Moor habe ich das erste Mal Moosbeeren gesehen und weil sie reif waren, auch gegessen. Wie sie geschmeckt haben, weiß ich nicht mehr, die Hauptsache, es kam wieder etwas in den Magen.

Das Moorlager dauerte etwa drei bis vier Monate.

Wir wurden wieder verladen und kamen in ein Sammellager nach Tschestroi(?)

Dort war ein großes Papierkombinat, in dem viele Gefangene arbeiteten. Unser Aufenthalt in diesem Lager dauerte nur wenige Tage.

In diesem Lager haben wir Waggonen entladen, die aus Deutschland mit Teilen der demontierten Papierfabrik Feldmühle beladen waren. Ohne Rücksicht auf Verluste wurden diese Teile vom Waggon gerollt oder gezogen, bis sie vom Waggon herunterfielen. Meist war das Gelände auch noch sumpfig, so dass eine Wiederverwendung der entladenen Teile wahrscheinlich gar nicht mehr möglich war.

In diesem Lager traf ich einen Jenaer, der ganz in der Nähe von mir in Jena gewohnt hat. Für ein paar Monate waren wir zusammen auf verschiedenen Arbeitskommandos, sind dann aber auch wieder getrennt worden. In Jena haben wir uns später wieder getroffen.

Nach einigen Tagen wurden wir wieder in die Bahn verladen und ab ging die Reise nach Leningrad. Am Moskauer Bahnhof endete die Fahrt, zu Fuß ging es zum Elektrokombinat „Elektrosyla“. Dieser Betrieb war bis zum Ende des 1. Weltkrieges ein Zweigbetrieb der Berliner Elektrofirma Siemens & Halske. In unmittelbarer Nähe zu diesem Betrieb war ein Lager für uns eingerichtet. Gearbeitet haben wir dort in „Zeche 26“. So nannte sich das Kommando. Wir mussten dort Kohle von der Halde auf LKW verladen und in das Heizwerk des Betriebes bringen. Gearbeitet wurde in 12 Stunden-Schicht, dann waren 24 Stunden frei. Dann wieder 12 Stunden Arbeit und so weiter. Die Arbeit war sehr anstrengend, denn die Kohle lagerte im Freien, es war Winter und die Kohle war steinhart gefroren. Diese Arbeit zog sich über den ganzen Winter hin.

1947

Im Frühjahr war das Kommando bei Elektrosyla beendet.

Wir kamen in ein anderes Lager in der Nähe des Hafens zur „Kanone“. Über die Bedeutung oder den Sinn dieses Namens kann ich nichts weiter sagen. Wir kamen gegen Abend dort an und wunderten uns schon, warum so viele Gefangene im Freien schliefen. Zunächst dachten wir uns nichts weiter dabei; aber nur so lange, bis wir uns auch schlafen legten. Die Baracken hatten kleine Räume, belegt mit 4 – 6 Mann. Aber in der Baracke schliefen auch wieder die Leute auf dem Flur auf dem Fußboden. Wir hatten uns kaum hingelegt, da wurde uns klar, warum so viele ihre Pritsche mieden: Es gab Wanzen über Wanzen. Ich weiß nicht mehr, ob oder wie lange ich in einem Raum geschlafen habe.

Unsere Arbeit war diesmal in Lagerhallen im Hafen. Der Hafen selbst war im Kriege zerstört worden, während, wie ich später selbst sehen konnte, die Stadt Leningrad nicht viel durch Kriegseinwirkungen zerstört worden war.

Ich habe mich später oft darüber aufgeregt, wenn von den großen Kriegszerstörungen der Stadt die Rede war. Leningrad hat durch die Umzingelung im Kriege (über 900 Tage) unbestreitbar sehr schwere Zeiten gehabt. Es war von der Außenwelt abgeschnitten und die Versorgung war alles andere als ausreichend. Im Winter kamen Transporte über den zugefrorenen Ladogasee, im Sommer fiel diese Möglichkeit weg. Die Bevölkerung hatte große Entbehrungen zu ertragen und es hat auch sehr viele Tote während dieser Zeit gegeben. Kriegsschäden durch einen Beschuss gab es aber nur sehr wenige. Ich will das nicht Schönreden, aber da ich, wie ich später noch schreiben werde, in Leningrad sehr viel herumgekommen bin, kann ich mir ein gewisses Urteil erlauben.

Unsere Arbeit fand zuerst in großen Lagerhallen im Hafen statt. Wir mussten dort Kabelgräben ausschachten. Neben diesen Gräben lagerten große Mengen Säcke mit Kakaobohnen. Wie durch „Zufall“ stieß mal eine Brechstange in so einen Sack und die Kakaobohnen fielen heraus. Wir kosteten davon und wurden danach regelrecht süchtig. Hatte man eine Bohne gegessen, fand man kein Ende mehr. So ging das eine Weile. Im Lager hat man sich mehr als einmal vorgenommen, am nächsten Tag keine Bohne mehr zu essen, nur kurze Zeit später waren alle guten Vorsätze vergessen. Im Hafen habe ich auch „zufällig(!)“ eine Tasse aus meiner nächsten Heimat (aus Kahla) „gefunden“. Diese Tasse habe ich bis zu meiner Entlassung gehabt, dann aber sicherheitshalber nicht mehr mitgenommen.

Vielleicht war es gut, dass diese Arbeiten an den Kabelgräben bald beendet waren, wir wurden dort abgezogen und kamen als Gerüstbauer an Häuserblocks.

Ungelernte ausgehungerte Leute als Gerüstbauer tätig - manchmal eine halsbrecherische Arbeit.

Der Sommer verging, es wurde kalt und wir kamen aus diesem Lager wieder weg in ein anderes Lager in der Stadt.

Was ich allerdings da noch nicht wusste: Mit dem Verlassen dieses Lagers habe ich die schlimmsten Lager hinter mir gelassen.

Wir kamen in ein festes Steinhaus, es war nicht verwanzt, wir konnten uns regelmäßig waschen und wir waren nach langer Zeit endlich ungezieferfrei. Die Arbeitszeit war geregelt und nach langer Zeit war sonntags arbeitsfrei! Mit anderen Worten, es wurde menschlicher.

Die offizielle Verpflegung allerdings änderte sich nicht!

Wir arbeiteten den gesamten Winter über als kleines Kommando in einer Molkerei. In der Hauptsache fielen Maurerarbeiten an. Die Beschäftigten in der Molkerei waren uns gegenüber sehr freundlich. Sie verschafften uns auch eine zusätzliche Verpflegungsstelle in der Schweineküche. Die Molkerei hielt sich ein paar Schweine und verfütterte dort Restprodukte aus dem Betrieb, unter anderem Quark, Kefirmilch und Sojabohnen. Von den in der Schweineküche Beschäftigten erhielten wir öfters davon einen Teil ab (wahrscheinlich zu Lasten der Tiere).

1948

Mit Eintritt des Frühlings war dieses Kommando beendet. Wir blieben zwar im gleichen Lager, bezogen aber Baustellen in der Moskauer Chaussee. Dort waren große Wohnblöcke im Rohbau fertig und mussten nun im Ausbau noch fertiggestellt werden. Beton-, Maurer-, Zimmererarbeiten; wir wurden zu allen Arbeiten herangezogen.

Eines Tages, der erste Block war fertig, kamen Möbelwagen und der Block wurde bezogen – zu unserer Überraschung mit deutschen Familien. Es handelte sich um Spezialisten aus dem Raume Dessau, die dort untergebracht wurden. Es dauerte nicht lange, dann hatten wir Blickkontakt.

Wenn wir ältere Posten als Bewacher hatten, war es für uns gut.

Wenn die merkten, dass wir Kontakt zu den Familien hatten und es wurde etwas Essbares von einem Balkon zu uns heruntergeworfen, drehten sich diese Posten um und sahen davon eben nichts. Anders dagegen waren die jüngeren Posten. Die nahmen uns dann die Sachen zum Selbstverbrauch ab. Eigentlich sogar verständlich, denn die hatten doch oft selber nichts.

Es dauerte auch gar nicht lange und jeder von uns hatte so seine „Patenfamilie“. Zu einer bestimmten Zeit war Mittagspause, wir blieben auf der Baustelle und wurden mit Broten von unseren „Paten“ versorgt. Dies war aber auch die einzige Arbeitsstelle, an der wir sogar etwas a u f dem Brot hatten!

Bevor diese Baustelle zu unserem Leidwesen auslief, kam noch ein Höhepunkt:

Eine Kommission der Russen sollte die Wohnblöcke abnehmen, doch vorher mussten in den Treppenhäusern noch die Geländer gestrichen werden. „Zufällig“ arbeitete so gut wie jeder in der Nähe der Wohnung seiner „Paten“.

Und unsere Posten waren älter!

Wir haben an diesem Tag nach langer Zeit wieder an einem gedeckten Tisch gesessen und wurden versorgt.

Ganz nebenbei: In Ermangelung von Farbe wurden die Geländer mit Teer gestrichen!

Leider durften wir uns keine Namen oder Adressen aufschreiben, wir kamen von der Baustelle weg und ich habe nie wieder etwas von den Leuten gehört. Ich hätte mich später gern noch einmal bei ihnen bedankt, aber leider.

Inzwischen war Sommer, wir wurden wieder in ein anderes Lager in der Innenstadt verlegt. Es war ein großer Häuserblock, der während des Krieges abgebrannt und wieder hergerichtet war. Auch hier waren für uns die Bedingungen annehmbar.

Nun kam ich zu dem Kommando Krankenhaus. Als erstes kam ich zu einer kleinen Brigade, die Dachklempnerarbeiten ausführte.

Zur Erläuterung: In meiner ganzen Zeit in Leningrad habe ich nicht ein einziges Ziegeldach gesehen. Die Dächer wurden mit Blechbahnen gedeckt, die geteert wurden. Dachrinnen gab es, die Abfallrohre dagegen hörten etwa einen Meter über dem Gehsteig auf, das Wasser plätscherte von da zu Boden.

Ich habe dort ein paar Wochen gearbeitet, bis folgendes passierte:

Wie schon gesagt, wurden die Blechbahnen nach der Montage geteert. Ich hatte u.a. die Aufgabe, den festen Teer zu kochen. Dafür gab es ein offenes Holzfeuer, auf das die offenen Eimer mit Teer gestellt wurden. Das geschah im freien Krankenhausgelände. Durch vermutlich einen Windstoss brannte plötzlich der Teer in den Eimern. Ich versuchte, die Eimer noch vom Feuer zu nehmen und verbrannte mir dabei beide Handrücken. Im Krankenhaus wurde ich gleich behandelt, in dem man meine Hände mit Jod einpinselte.

Am nächsten Morgen hatte ich große Brandblasen an beiden Händen, arbeiten war unmöglich. Ich konnte nichts mehr anfassen und kam zunächst in ein Gefangenenlazarett. Dort wurde ich erst mal verbunden, das war alles. Ich konnte gar nichts mehr selber machen, weder den Löffel halten, noch sonst was. Es war eine schlimme Zeit, aber nach ein paar Wochen war es überstanden.

Ich blieb im Kommando Krankenhaus und kam zu den Maurern. Dort lernte ich Paul kennen. Paul, ein Schwabe, war wesentlich älter als ich. Er half mir, wo es möglich war. Es verband uns eine noch viele Jahre anhaltende Freundschaft, die sich später auch auf seine Familie übertrug.

Ich konnte ihn noch zweimal besuchen. Nach Thüringen ist er nicht zu uns gekommen. Sein Kommentar dazu war immer: „So lange der Russ' bei Euch ist, komme ich nicht“. Leider ist er dann verstorben. Später, nach der Wiedervereinigung habe ich mit meiner Frau seine Frau und die weitere Familie noch besucht. Erst durch den Tod ist diese Freundschaft zu Ende gegangen.

Im Herbst 1948 kam ich beim gleichen Kommando zur Transportkolonne.

Als „Posten“ hatten wir unseren „Opa“. Ein freundlicher älterer Mann, der sich gern sein Gewehr mal von uns tragen ließ, wenn es ihm zu schwer fiel. Wir fuhren die Wäsche in die Wäscherei, fuhren in die einzelnen Magazine, um Sachen für das Krankenhaus zu holen und waren den ganzen Tag mit dem Auto unterwegs. Daher habe ich viel von Leningrad gesehen.

Am Winterpalais, der Eremitage, dem Admiralspalast, der Isaaks-Kathedrale, dem Newsky-Prospekt, an all den bekannten Sehenswürdigkeiten, die alle den Krieg unversehrt überstanden haben, bin ich noch oft vorbeigekommen.

Wahrscheinlich würde ich mich heute noch im heutigen St. Petersburg zurechtfinden.

Wenn wir im Krankenhaus Feierabend hatten, bekamen wir noch Restessen (Suppe, manchmal sogar mit Weißbrot) aus der Krankenhausküche. Das Personal, mit dem wir es zu tun hatten, war uns gegenüber immer freundlich, die Arbeitszeit war genau geregelt. Auch hier brauchten wir sonntags nicht zu arbeiten.

Nach all den vergangenen Arbeitskommandos und Lagern war das etwas für uns bis dahin Unvorstellbares.

Ausgang des Herbstes wurde das Kommando Krankenhaus aufgelöst.

Wir zogen nochmals in ein neues Lager. Auch hier kamen wir in ein festes Gebäude in der Nähe der Nawa. Es sollte bis zu unserer Entlassung unsere letzte Bleibe werden.

Im Lager war zu unserer Überraschung vieles besser geregelt. Die täglichen Zählungen fanden auf den Stuben statt. Es gab eine geregelte Arbeitszeit. Sogar eine Kantine war für uns vorhanden. Wir besaßen doch gar kein Geld, um dort etwas kaufen zu können. Die Lagerleitung wusste aber wahrscheinlich, dass wir uns den Lebensbedingungen der Bevölkerung anpassen würden, und demzufolge auch bald zu Geld kommen würden.

Unser nächster Arbeitsplatz befand sich in einer Seifenfabrik. Mit dem LKW wurden wir früh hingebacht und abends wieder abgeholt.

Es waren dort auch wieder alle möglichen Maurerarbeiten durchzuführen. Von der Fabrik wurde uns ein Ingenieur überstellt. Dieser Mann war eine Seele von Menschen. Er kannte unsere Sorgen und Nöte, er hat sich in vielen Dingen für uns eingesetzt. So geschah es einmal, dass zum Arbeitsschluss bei der Abfahrt ins Lager ein Mann fehlte. Unsere Posten wurden unruhig. Nach längerer Wartezeit stellte sich heraus, dass dieser leitende Ingenieur den fehlenden Mann zum Schachspiel zu sich gerufen hatte. Der Ingenieur war in Leningrad ein bekannter Meister des Schachspiels.

Wir arbeiteten also in der Fabrik und kamen auch mit den dort arbeitenden Russen zusammen. Wir kamen auch in die Produktionsräume und haben dort nach Jahren mal wieder Seife gesehen. Es blieb nicht aus, dass wir uns dabei auch mal selbst bedienten. Es dauerte auch nicht mehr lange, da kamen die ersten LKW-Fahrer zu uns mit dem Angebot, wir sollten für sie Seife organisieren. Sie würden diese verkaufen und den Erlös mit uns teilen. So ist es auch geschehen, obwohl wir wahrscheinlich sehr misstrauisch gewesen sind. Die Fahrer waren tatsächlich so ehrlich und haben mit uns den Erlös redlich geteilt. Auf diese Art sind wir nun sogar zu Geld gekommen und konnten uns in der Kantine etwas kaufen. Es gab dort zwar nicht viel, aber zu einem Bleistift oder einem Halstuch hat es immerhin gelangt. Lebensmittel waren in der Sowjetunion immer noch bewirtschaftet, es gab also auch keine in der Kantine zu kaufen.

Wir arbeiteten sogar einmal einen Sonntag in der Produktion. Dabei ist wahrscheinlich sehr viel Seife in allen möglichen Verstecken „eingelagert“ worden, damit sie am Montag mit ins Lager genommen werden sollte. Am Montag waren die Verstecke alle leer! Es ist aber von russischer Seite kein Wort darüber gefallen, man hat es einfach ignoriert.

Wir versteckten beim Verlassen des Werkes zum Feierabend die Seife meist in einem Halstuch (welches wir in der Kantine gekauft hatten). Wenn wir dann doch mal erwischt wurden, hat man uns die Seife wortlos abgenommen, damit war der Fall erledigt.

Es hat sich also inzwischen doch vieles für uns verbessert.

Der schlimmste „Raubzug“, den ich miterlebte, war folgender:

Bevor wir als Neue in die Seifenfabrik kamen, waren schon andere Gefangene dort eingesetzt. Die kannten sich also schon mit dem Gelände aus und organisierten einmal ein ganzes Fass Kokosfett.

Das Fett wurde für die Seifenproduktion benötigt und lagerte in großen 200 l-Fässern im Fabrikgelände.

Es war inzwischen Winter, es war morgens und noch dunkel. Im Schutze der Dunkelheit rollten ein paar Leute ein Fass in ein Erdloch. Später wurde das Fass aufgemeißelt und jeder, auch wir Neuen, die beim Diebstahl unbeteiligt waren, bekamen unser „Fett“ ab. Da das nun nicht an einem Tage mit in das Lager genommen werden konnte, verteilten wir das auf mehrere Tage. Es wurde irgendwo im Gelände versteckt und die jeweilige Tagesportion in kleine Päckchen in Zementsackpapier eingepackt. Zum Arbeitsschluss wurden diese Päckchen dann am Körper versteckt. Meist ging das auch gut, bis eines Tages sich die Abfahrt aus der Fabrik verzögerte. Nun muss ich bemerken, dass das Kokosfett bei Wärme schnell schmilzt. Wir

kamen zurück ins Lager, doch das Fett, das an unserem Körper versteckt war, hatte sich aufgelöst und wir waren total „abgeschmiert“

Das Kokosfett war übrigens als Brotaufstrich ungeeignet, wir haben es in unserer Suppe aber gut verwenden können.

Ich weiß nicht, ob man die Diebstähle bemerkt hat. Ich vermute aber, man hat es einfach ignoriert und damit uns vor drastischen Maßnahmen geschützt.

Zu den Diebstählen muss ich noch etwas sagen.

In Russland, so habe ich und andere laufend beobachten können, wurde gestohlen, was immer nur möglich war. Dies waren auch meist die Vergehen, wegen der die Leute im Moorlager, sofern sie erwischt worden waren, zu einigen Jahren Arbeitslager verurteilt worden sind.

Im Kommando „Krankenhaus“ fuhren wir morgens mit einem kleinen LKW zum Hafen. Dort lag ein Stapel Rundhölzer, die wir aufladen mussten. Unser Fahrer gab uns zu verstehen, dass wir hier warten sollten, er käme gleich wieder. Er kam auch bald zurück, das Holz war weg und er konnte nur zufrieden lächeln.

Für die Wohnungen in der Moskauer Chaussee wurden Türen geholt. 13 LKW wurden in dem Werk mit Türen beladen, 12 LKW sind allerdings nur auf der Baustelle angekommen. Mit Ziegelsteinen ist es ähnlich gewesen.

Wir konnten das überall, in welchem Lager auch immer, stets beobachten.

Im Hafen haben einmal russische Arbeiter ein ganzes Fass Heringe gestohlen. In einem „Schauprozess“ in unserem Lager wurden sie zu mehreren Jahren Arbeitslager verurteilt!

In der Seifenfabrik war es nicht anders. Unsere Diebstähle hielten sich aber auch in Grenzen, meistens wurde ein Karton mit 6 Stück Seife gestohlen, die Fahrer verkauften diese für insgesamt 30 Rubel und teilten den Erlös der „Beute“ redlich mit uns

Ich habe aber auch viel Armut unter der Bevölkerung gesehen. So hat es uns sehr verwundert, dass in Leningrad an allen Ecken Bettler zu sehen waren. Vielleicht war diese Armut auch die Ursache für die vielen Diebstähle.

Das Jahr 1948 ging zu Ende, für uns war es nach den schlechten Jahren eine wesentliche Verbesserung.

1949

Wir blieben weiter in der Seifenfabrik.

Die Gerüchteküche brodelte immer wieder neue Termine für unsere Heimkehr heraus, bloß geglaubt hat sie bald keiner mehr.

Im März wurde es doch aber irgendwie anders. Wir wurden untersucht. Die Haare durften wir uns schon seit einiger Zeit wieder wachsen lassen. Aus Aluminiumblech wurde ein Kamm gesägt, wir wurden wieder zivilisierter. Ich hatte Geburtstag und von daheim kam eine Karte. Ein Frau Kapitän (der Dienstgrad entsprach einem Hauptmann bei der Wehrmacht) brachte mir die Karte, ich durfte sie lesen – und musste sie gleich wieder zurückgeben. Wie ich schon eingangs schrieb, durften wir doch keinerlei schriftliche Notizen oder ähnliches besitzen.

Wir wurden plötzlich neu eingekleidet. Ich bekam eine aus einer blauen Woldecke genähte Hose, von der Wehrmachtsuniform eine Ausgangsjacke, einen Russenmantel (ohne Knöpfe, nur mit Drahtschlaufen) und ein Paar Russenstiefel. Dazu noch eine Russenmütze mit dem Sowjetstern.

Wir wurden noch gründlich gefilzt. Diesmal war es sogar in unserem Interesse, denn sollten wir nun wirklich entlassen werden, dann wäre es töricht gewesen, noch etwas Verbotenes zu behalten. Es ist an der Grenze zu Polen schon mancher beim Verlassen der Sowjetunion mit verbotenen Dingen erwischt worden und statt einer Heimkehr wurde er in die Sowjetunion zurückgebracht.

Ich besaß inzwischen einen Holzkoffer, einen aus Alublech gefertigten Kamm, ein ebensolches Kochgeschirr und meine Schuhbürste. Diese Dinge waren erlaubt, von meiner „Kahla-Tasse“ habe ich mich aber getrennt.

Wir erfuhren aber nicht, ob und wann es nach Hause gehen soll.

Ende März war es soweit: Wir wurden zur Bahn gebracht. Ein Güterzug wartete auf uns, die Waggons wurden wieder verriegelt und auch scharf bewacht. Der Zug fuhr tatsächlich in Richtung Heimat bis nach Brest an der Grenze zu Polen. Dort mussten wir den Zug verlassen. Durch die veränderte Spurweite der Bahn mussten wir in einen anderen Zug umsteigen. Doch ehe es soweit war, wurden wir tatsächlich noch einmal gründlichst gefilzt.

Meines Wissens ging alles glatt und wir fuhren auch am gleichen Tage weiter. Durch Polen ging es nach Frankfurt/Oder. Dort befand sich ein großes Heimkehrerlager (den Namen habe ich vergessen).

In diesem Lager mussten wir ein paar Tage in Quarantäne bleiben.

Am 5. April 1949 erhielt ich meinen „Entlassungsschein aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft“.

Dazu gab es 50 Mark als Begrüßungsgeld.

Da unsere Arbeitsleistungen während der Gefangenschaft nicht bezahlt wurden, entsprachen also diese 50 Mark bei 47 Monaten Gefangenschaft einem „Monatsverdienst“ von 1,06 Mark oder pro Tag von 3,5 Pfennigen!



Der Entlassungsschein, das einzige Dokument, welches die Gefangenschaft bestätigt.

Nach einigen Tagen ging es wieder zum Bahnhof.

Wir waren zwar offiziell als Kriegsgefangene entlassen, - aber

Der Güterzug stand bereit, die Waggons wurden wieder verriegelt (!), die russischen Posten bewachten uns wieder. Der Zug fuhr los und war genau 24 Stunden später auf dem Güterbahnhof des Leipziger Hauptbahnhofes. Ich konnte mich noch von meinem Freund Paul, mit dem ich neun Monate zusammen war, kurz verabschieden, dann entfernte ich mich von dem Zug (obwohl da auch noch Posten standen) und stand mit einem Kameraden, der in Rudolstadt zu Hause war, plötzlich unbewacht in Leipzig.

Es muss ein eigenartiges Gefühl gewesen sein.

Unser erster Weg ging zum Hauptpostamt, um dort ein Telegramm nach Hause aufzugeben. Der Postbeamte war so freundlich und hat uns beim Aufgeben des Telegramms geholfen, wir allein hatten doch dieses nicht mehr gekonnt.

Mit der Straßenbahn fuhren wir beide dann zu einer Tante von mir, da unser Zug erst einige Stunden später ging. Mir fiel auf, dass uns die Leute in der Straßenbahn so komisch anschauten. Später war mir auch der Grund dafür klar: Wir hatten doch nur Russensachen an, man hat uns sicher für Russen gehalten.

Heute denke ich, was wohl geworden wäre, wenn wir einer russischen Streife begegnet wären.

Gegen Abend fuhren wir in Leipzig los und waren gegen 22 Uhr in Jena.

Dort standen am Bahnhof meine Eltern, mein Bruder, meine Großmutter und ein mir unbekanntes Mädchen von etwa 11 Jahren. Dann allerdings merkte ich, dass es meine Schwester war, die ich das letzte Mal gesehen hatte, als sie sechs Jahre alt war.

Noch ein paar Worte, wie es zu Hause weiterging.

In Frankfurt/O. hatte man uns noch erzählt, dass wir in Deutschland kaum einen Russen sehen würden.

Weiterhin wussten wir von dort, dass wir alle Arbeit finden werden, meist auch in unseren Berufen.

Leider sah es in der Realität ganz anders aus.

Der Betrieb, in dem ich gelernt hatte, (eine Lebensmittel-Großhandlung) war unter Sequester gefallen und kurze Zeit vor meiner Heimkehr geschlossen worden. Meine Eltern hatten ihren kleinen Laden wieder eröffnet, der war aber zu klein, um eine 5-köpfige Familie zu ernähren. Ich musste also beim Arbeitsamt versuchen, eine Arbeitsstelle zu finden.

Das Arbeitsamt erklärte aber klipp und klar, dass ich erst nach einem Einsatz im Uranbergbau bei der Wismut im Erzgebirge eine Stelle in Jena bekommen würde.

Ich wurstelte mich mit einer kleinen Nebenbeschäftigung einige Zeit durch, musste aber erkennen, dass das keine Lösung war. Ich wollte aber auch nicht die Heimat schon wieder verlassen und bin wohl oder übel in den Uranbergbau gegangen.

Vom Mai 1950 bis Februar 1951 war ich bei der Wismut in Schlema unter Tage als Fördermann tätig.

Nach meiner Rückkehr nach Jena dauerte es aber immer noch bis zum April, bis mir das Arbeitsamt eine Arbeitsstelle vermittelt.

Ich fing im Jenaer Glaswerk als Angestellter in der Bauabteilung an und blieb bis zum Erreichen der Altersgrenze 1990 in dieser Abteilung.

Zur kulturellen Betreuung in der Gefangenschaft ist noch sagen:

Da wir in den Lagern in Leningrad sonntags nicht arbeiten mussten, habe ich dort 3 oder 4 Filme zu sehen bekommen. An zwei kann ich mich noch gut erinnern: Ein Film handelte von Tauchern, er war völlig unverständlich, weil die Filmspulen in der falschen Reihenfolge gezeigt wurden und der Film in russischer Sprache vorgeführt wurde.

Beim zweiten Film, auch in russischer Sprache, handelte es um den deutschen Film „Ohm Krüger“ mit Emil Jannings in der Hauptrolle, der nun unter dem Titel „Transvaal in Flammen“ uns gezeigt wurde.

An die anderen Filme kann ich mich nicht mehr erinnern.

Ich komme zum Ende meiner Zeilen.

Dies war eine eher unvollständige Schilderung meiner „goldenen Zwanziger,“ die mir eine Menge Ängste, Leiden und Sorgen beschert haben; die mich letztendlich aber reifer und nach meiner Heimkehr glücklicher werden ließen.

Ich konnte diese Erlebnisse nur aus meinem Gedächtnis heraus niederschreiben, möchte aber noch einmal ausdrücklich betonen, dass ich mich strikt an die Wahrheit gehalten habe. Übertreibungen wären sonst doch fast noch unglaubwürdiger geworden.

Ohne diese Erfahrungen in meiner Jugend wäre ich heute, in meinem achten Jahrzehnt, vielleicht missgünstig, anspruchsvoll und unzufrieden - so aber freue ich mich jeden Tag, dass ich gesund bin und noch so viele Jahre leben und erleben durfte.

Wie habe ich mich trotz aller Entbehrungen über Wasser halten können?

Ich schrieb schon, dass ich glücklicherweise nie ernstlich krank gewesen bin. Dazu habe ich, vielleicht einer inneren Eingebung folgend, ein Art Gehirntaining betrieben. Wann immer sich die Gelegenheit bot, habe ich im Kopf gerechnet. Die verrücktesten Dinge, z. B. wie viele Tage oder Wochen ich alt war oder ähnliche Zahlen-spielereien gingen mir durch den Kopf.

So unwahrscheinlich es auch klingen mag, eine große seelische Belastung war auch, dass man nie und nirgends einmal ganz allein für sich sein konnte. Man kann das wirklich nur empfinden, wenn man das einmal über einen längeren Zeitraum erlebt hat.

Ich verdanke diesen Jahren aber auch eine fast 50 Jahre währende Freundschaft, die erst durch den Tod zu Ende gegangen ist.

Meine Erlebnisse in der Gefangenschaft waren kein Einzelschicksal. Der großen Masse der in der Sowjetunion gefangen gehaltenen Kriegsgefangenen ist es sicher nicht besser, eher noch schlechter ergangen.

Ich verurteile aber die Schikanen, denen wir ausgesetzt waren und gegen die wir uns nicht wehren konnten.

In einer Konferenz der Siegermächte wurde 1946 festgelegt, dass alle Kriegsgefangenen bis zum 31. 12. 1946 in ihre Heimat zu entlassen sind.

Die USA, Großbritannien und Frankreich haben sich an diese Vereinbarung gehalten, die Sowjetunion leider nicht.

Die letzten Kriegsgefangenen kehrten erst 1955 aus sowjetischer Gefangenschaft nach Hause zurück.

Am 30. Januar 1954 beschloss nach heftiger Debatte der Deutsche Bundestag das Kriegsentschädigungsgesetz.

Es sah vor, dass jeder, der nach dem 31. 12. 1946 heimgekehrt war, eine Entschädigung für den nach diesem Datum liegenden Zeitraum erhielt.

Dies traf nicht nur für Kriegsgefangene zu, die in die Bundesrepublik heimkehrten, sondern auch für die, die nach Österreich und in die DDR entlassen wurden.

46 Jahre später hat der Deutsche Bundestag gegen eine Entschädigung von je 1000 Mark für diesen Personenkreis gestimmt!

Ich zitiere einen Leser der Thüringischen Landeszeitung, der Kriegheimkehrer im Mai 1948 war:

Er schreibt (Zitat):

Ist eine Kriegsgefangenenentschädigung gerechtfertigt?

Das Abstimmungsergebnis im Bundestag 56 Jahre später gegen eine Entschädigung in Höhe von je 1000 Mark oder mehr ist nur verständlich, weil die meisten dieser Parlamentarier weder an der Front noch in Gefangenschaft gewesen waren.

Daher diese Fakten zur Kenntnisnahme:

- a) Noch drei oder fünf Jahre nach dem 2. Weltkrieg mussten deutsche Soldaten und Zivilisten beiderlei Geschlechts in der Sowjetunion für die „Wiedergutmachung“ zwangsweise arbeiten.
- b) Sie wurden in erträglichen (Russland) und unerträglichen (Sibirien) Lagern mehr oder weniger hinreichend ernährt, bei unterschiedlicher Behandlung.
- c) Nach Bericht der TLZ haben nur noch etwa 50.000 Spätheimkehrer ein Anrecht darauf. Das wäre ein Betrag von 50 Millionen als symbolische Entschädigung.
- d) Eine Parallele zur bewilligten Zwangsarbeiter-Entschädigung ist offensichtlich und entspräche damit dem Gleichbehandlungsprinzip.

Im Hinblick auf das fatale Abstimmungsergebnis ist der Soldatenlogan noch immer aktuell:

„Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiss, er wird hinterherschleichen und Euch nie erreichen!“

(Zitat-Ende)

Dem ist von mir nichts hinzufügen.

Und noch ein Nachwort:

Warum schreibe ich jetzt erst, über fünf Jahrzehnte nach meiner Heimkehr, diese Erlebnisse nieder?

Vor etwa 2 – 3 Jahren suchte der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) ehemalige Kriegsgefangene für eine Fernseh-Dokumentar-Serie. Ich habe mich auch gemeldet, habe aber leider keine Antwort bekommen.

Ich habe mir später im Fernsehen diese Serie angesehen, später auch ein Buch gelesen, was zu dieser Serie mit herausgegeben wurde. Dabei war ich über den Teil, der die Gefangenschaft in der Sowjetunion schilderte, sehr enttäuscht. Ich habe mich auch dem MDR gegenüber dazu geäußert und um die Anschrift der in dem Buch genannten Redakteurin gebeten. Die Adresse habe ich auch erhalten, ich habe dahin geschrieben, aber leider ist die Redakteurin in der Zwischenzeit verzogen. Ich habe mir auch noch eine weitere Anschrift über den Verlag des Buches besorgt, leider hat dieser Redakteur keine Zeit für eine von mir erbetene Mitarbeit.

Dass beide Redakteure aus Westdeutschland kommen, sollte reiner Zufall gewesen sein.
Ich habe mich deshalb entschlossen, meine eigenen Erlebnisse nach bestem Wissen aufzuschreiben.

In der genannten Serie wurden 1 Offizier sowie ein damals sehr junger SS-Angehöriger über ihre Erlebnisse befragt.

Der Offizier war Stabszahlmeister und schildert selbst, dass er eine bessere Verpflegung sowie eine Bezahlung seiner Arbeit erhalten hat.

Eine Bezahlung unserer Arbeit ist nie erfolgt, über die Verpflegung brauche ich nichts weiter zu schreiben.

Der junge Soldat wurde zur SS eingezogen, er war also nicht freiwillig dabei. Er hat aber sehr großes Glück in seiner Gefangenschaft gehabt, denn normalerweise wurden die ehemaligen SS-Leute alle in den Lagern ausgesondert und kamen in eigene Lager.

Mir ist nicht ein einziger Fall bekannt, dass ein ehemaliger SS-Soldat aus sowjetischer Gefangenschaft in die Heimat entlassen wurde.

In der damaligen DDR war das Thema „Russlandheimkehrer“ kein Thema.

Es wäre gefährlich gewesen, diese Erlebnisse zu schildern, weil sie als Hetze gegen die Sowjetunion ausgelegt worden wären.

Eine Bemerkung von mir meinem Abteilungsleiter einmal gegenüber, wäre mir fast zum Verhängnis geworden.
Ich hatte folgendes gesagt:

„Vier Jahre in russischer Gefangenschaft und trotzdem immer noch in der DDR!“

Meine Enkel, die glücklich sein können, keinen Krieg selbst erlebt zu haben und hoffentlich auch keinen Krieg mit erleben müssen, wollten immer von mir wissen, wo ich gewesen bin und was ich erlebt habe.

Deshalb habe ich nun endlich, im Frühjahr 2002, diese Zeilen geschrieben.

Fritz Kurtz
Emma-Heintz-Str. 27
07745 Jena

Jena, den 17. Oktober 2003

An das
Zweite Deutsche Fernsehen
Kennwort „Die letzte Hoffnung“

55100 Mainz

Mit großem Interesse habe ich am Dienstag, 14. Oktober, Ihre Sendung „Die Gefangenen“ gesehen. Ich selbst bin als gerade Zwanzigjähriger 1945 in sowjetische Gefangenschaft gekommen und kehrte erst im April 1949 wieder heim. Diese genannte Sendung war sehr realistisch und der in der Sendung zu Wort gekommene Herr Kampmann hat völlig recht, wenn er sagt „Ich hätte meine Erinnerungen mit ins Grab genommen“. Auch bei mir ist es nicht anders gewesen, erst auf das Drängen meiner Enkel habe ich mich im vergangenen Jahr hingesezt und meine Erlebnisse aus dem Gedächtnis heraus niedergeschrieben. Dabei habe ich aber ganz großen Wert daraufgelegt, strikt nur die Wahrheit zu schreiben und jegliche Übertreibung zu vermeiden. In der DDR war das Thema „Sowjetische Kriegsgefangenschaft“ absolut tabu, es wäre selbstmörderisch gewesen, darüber zu sprechen oder gar zu schreiben. Ein weiterer Grund, dass ich mich zum Schreiben durchgerungen habe, war allerdings auch eine Sendung des Mitteldeutschen Rundfunks, die sich zwar mit den Gefangenschaften befasste, aber gerade in Bezug auf die sowjetischen Verhältnisse nach meinen Erlebnissen völlig daneben ging.

Ich habe die Dokumentarserien Ihres Herrn Guido Knopp schon immer mit großem Interesse verfolgt. Da mir jedoch keine Möglichkeit gegeben war, die Anschrift des Herrn Knopp ausfindig zu machen, war es mir auch nicht möglich, ihm auch selbst einmal zu schreiben.

Ich habe meine Erlebnisse unter dem Titel „Die Hoffnung nie aufgeben“ auf 22 A4-Seiten niedergeschrieben, sollten Sie oder Herr Knopp an diesen Schilderungen Interesse haben, so bin ich gern bereit, Ihnen diese zuzusenden bzw. ich bin auch gern bereit, darüber persönlich zu berichten.

Im vergangenen Jahr wurde ich rein zufällig zu einem Treffen russischer und deutscher Jugendlicher in das Europäische Jugendzentrum nach Weimar eingeladen, es war für die Jugendlichen (Abiturienten) und mich hochinteressant, es wurden ganz gezielte aber sachlich ganz einwandfreie Fragen gestellt, für alle Beteiligten ein fruchtbarer Gedankenaustausch. Ich habe von diesem Tage, es dauerte immerhin über sieben Stunden, später noch die entsprechenden Tonkassetten (4 Stück) erhalten, sie sind für mich ein wertvolles Zeitdokument.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich auf diese Zeilen von Ihnen eine Antwort bekommen würde und erleibe

mit freundlichen Grüßen
»Fritz Kurtz«